

EMILY HENRY



FUNNY STORY



Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Katharina Naumann
und Silke Jellinghaus

KNAUR*

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2024
unter dem Titel »Funny Story« bei Berkley,
an imprint of Penguin Random House, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de**



Deutsche Erstausgabe (Sonderausgabe) Mai 2024

© 2024 by Emily Henry

Published in agreement with the author,

c/o BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, U.S.A.

© 2024 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Redaktion: Silvana Schmidt

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: ZERO Werbeagentur, Übernahme eines

Entwurfs und Illustrationen von Sandra Chiu

Satz: Daniela Schulz, Gilching

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-28432-2

2 4 5 3 1

*Für Bri, die mich in der Nacht, in der wir uns zum ersten
Mal begegneten, vom Flughafen abholte und durch einen
Schneesturm fuhr, ohne auch nur einmal zurückzublicken –
mit dir habe ich das große Los gezogen.*



1

MITTWOCH, 1. MAI

108 Tage, bis ich gehen kann

Manche Menschen sind dazu geboren, Geschichten zu erzählen. Sie wissen genau, wie sie die Szenerie und die passende Atmosphäre aufbauen, wie sie den richtigen Blickwinkel finden, wann sie für einen dramatischen Effekt eine Pause einlegen oder elegant über unbequeme Details hinweggehen müssen.

Ich wäre keine Bibliothekarin geworden, wenn ich Geschichten nicht lieben würde, aber ich war nie besonders gut darin, meine eigene zu erzählen.

Wenn ich einen Cent für jedes Mal bekäme, das ich mich selbst bei einer Anekdote unterbrochen habe, um zu überlegen, ob das, was ich erzählen will, eigentlich *wirklich* an einem Dienstag passiert ist oder vielleicht doch an einem *Donnerstag*, dann hätte ich inzwischen mindestens vierzig Cent, und das bedeutet, dass ich viel zu viel Zeit meines Lebens für viel zu wenig Gewinn verschwendet habe.

Peter hingegen hätte null Cent, dafür aber ein gebanntes Publikum.

Ich liebte besonders die Art, wie er *unsere* Geschichte erzählte, den Tag unseres Kennenlernens.

Es war an einem späten Frühlingstag vor drei Jahren. Wir lebten damals in Richmond. Nur fünf Blocks trennten sein elegantes, im italienischen Stil saniertes Apartment von meiner mehr shabby als schicken Wohnung.

Auf meinem Weg von der Arbeit nach Hause machte ich ei-

nen Umweg durch den Park, was ich sonst nie tat, aber das Wetter war perfekt. Und ich trug einen Hut mit breiter, weicher Krempe, den ich noch nie getragen hatte, aber Mom hatte ihn mir die Woche zuvor geschickt, und ich hatte das Gefühl, es ihr zu schulden, ihn wenigstens *einmal* anzuprobieren. Ich las beim Gehen – ich hatte eigentlich geschworen, das nicht mehr zu tun, weil ich auf diese Weise einige Wochen zuvor beinahe einen Fahrradunfall verursacht hätte –, als plötzlich ein warmer Windstoß die Krempe meines Huts anhub und ihn über einen Azaleenbusch wehte. Direkt vor die Füße eines hochgewachsenen blonden Mannes.

Peter sagte, das sei wie eine Einladung gewesen. Er lachte ein wenig selbstironisch und fügte hinzu: »Bis dahin hatte ich nie an Schicksal geglaubt.«

Wenn es *wirklich* Schicksal war, dann kann ich mit Fug und Recht behaupten, dass mich das Schicksal zumindest *ein wenig* hasst, denn als er sich bückte, um den Hut aufzuheben, riss ihn ein weiterer Windstoß wieder in die Höhe, und ich rannte ihm hinterher und direkt in eine Mülltonne.

Eine Mülltonne aus Metall, im Boden verankert.

Mein Hut landete auf einem Haufen weggeworfener Chinanudeln, mein Brustkorb rammte den Rand des Mülleimers, und ich landete keuchend auf dem Hintern im Gras. Peter beschrieb das als »entzückend tollpatschig«.

Er ließ den Teil aus, in dem ich eine Reihe Unflätigkeiten schrie.

»Ich habe mich in Daphne in dem Moment verliebt, in dem ich von ihrem Hut aufschaute«, sagte er dann und verschwieg die Müllnudeln in meinem Haar.

Als er mich fragte, ob mit mir alles in Ordnung sei, fragte ich zurück: »Habe ich einen Radfahrer umgebracht?«

Er dachte, ich hätte mir den Kopf angeschlagen. (Nein, bin nur schlecht darin, einen guten ersten Eindruck zu hinterlassen.)

In den letzten drei Jahren holte Peter unsere Geschichte bei jeder sich bietenden Gelegenheit aus der Mottenkiste. Ich war mir sicher, dass er sie in unsere beiden Ehegelübde *und* in seine Rede beim Hochzeitsempfang einfließen lassen würde.

Aber dann kam sein Junggesellenabschied, und alles änderte sich.

Die Geschichte kippte. Erhielt eine neue Perspektive. Und in ihrer Neufassung war nicht länger ich *die weibliche Hauptfigur*, sondern stattdessen nur das winzig kleine Hindernis, das von nun an dafür benutzt werden würde, *ihre* Geschichte etwas aufzupeppen.

Daphne Vincent, die Bibliothekarin, die Peter aus dem Müll gepflückt, beinahe geheiratet und dann am Morgen nach seinem Junggesellenabschied für seine »platonische beste Freundin« Petra Comer sitzen gelassen hatte.

Andererseits, wann würde er ihre Geschichte überhaupt je erzählen müssen?

Alle um Peter Collins und Petra Comer herum kannten ihre Geschichte: Wie sie sich in der dritten Klasse kennengelernt hatten, weil sie sich in alphabetischer Reihenfolge an die Tische setzen mussten, und wie sie dann über ihre geteilte Liebe zu Pokémon-Figuren Freundschaft schlossen. Wie bald darauf auch ihre Mütter Freundinnen wurden, nachdem sie die Klasse zusammen auf einen Schulausflug zum Aquarium begleitet hatten, und wie sich dann auch ihre Väter anfreundeten.

Das gesamte letzte Vierteljahrhundert fuhren die Collinses und die Comers zusammen in den Urlaub. Sie feierten gemeinsam Geburtstage, luden sich gegenseitig zum Weihnachtsbrunch ein, dekorierten ihre Häuser mit selbst gemachten Bilderrahmen, aus denen Peters und Petras Gesichter unter irgendeinem Spruch wie *FÜR IMMER BESTE FREUNDE* strahlten.

Das, so erzählte es mir Peter, machte ihn und die hinreißendste

Frau, die ich je kennengelernt hatte, eher zu *Cousin und Cousine als zu Freunden*.

Ich als Bibliothekarin hätte mir wirklich einen Moment Zeit nehmen sollen, um über *Mansfield Park* oder *Sturmhöhe* nachzudenken, all diese Liebesgeschichten und verzwickten Schauerromane, in denen die zwei Hauptfiguren, die Seite an Seite aufgewachsen sind, erwachsen werden und ihre unsterbliche Liebe füreinander erklären.

Aber das tat ich nicht.

Also sitze ich jetzt hier in einer winzigen Wohnung und scrolle durch Petras öffentliche Social-Media-Accounts und sehe jedes noch so kleine Detail ihrer frischen Beziehung mit meinem Ex-Verlobten.

Jamie O'Neals Interpretation von »All By Myself« dringt so laut aus dem Nebenzimmer durch die Wand, dass der Couchtisch zittert. Mein Nachbar Mr Dorner hämmert gegen die Wand.

Ich höre es kaum, weil ich gerade ein Bild von Peter und Petra gefunden habe, auf dem sie zwischen ihren Eltern stehen, am Ufer des Lake Michigan, sechs abnorm attraktive Menschen, die mit abnorm weißen Zähnen strahlend in die Kamera lächeln, und darüber steht: *Auf die besten Dinge im Leben lohnt es sich zu warten*.

Wie aufs Stichwort schwillt die Musik an.

Ich knalle meinen Laptop zu und rappele mich vom Sofa auf. Diese Wohnung wurde gebaut, lange bevor die globale Erwärmung zum Thema wurde, als die Leute in Nord-Michigan noch keine Klimaanlage brauchten, aber es ist erst der erste Mai, und die Wohnung fühlt sich mittags schon an wie ein Ziegelofen.

Ich gehe durch den Flur und klopfe an Miles' Tür. Er hört mich nicht, Jamie singt so laut. Ich beginne zu hämmern.

Die Musik bricht ab.

Schritte schlurfen näher. Die Tür wird aufgerissen, eine Marihuanawolke wabert mir entgegen.

Die dunkelbraunen Augen meines Mitbewohners sind rot gerändert, und er trägt nur Boxershorts und eine muffige alte Decke, die er sich wie einen sehr traurigen Umhang um die Schultern gelegt hat.

Angesichts der Temperaturen in unserer Ofenwohnung kann ich nur annehmen, dass er das aus Anstandsgründen getan hat. Wirkt auf mich ein bisschen übertrieben für jemanden, der erst gestern Abend offenbar kurzzeitig vergessen hat, dass ich auch in dieser Wohnung wohne, während er ausgiebig bei offener Tür duschte.

Sein schokoladenbraunes Haar steht in alle Richtungen ab. Sein Bart in derselben Farbe ist vollkommen wirr.

Er räuspert sich. »Was ist?«

»Alles in Ordnung?«, frage ich, denn ich bin zwar an einen *zerzausten* Miles gewöhnt, aber nicht so sehr daran, dass er den traurigsten Song der Welt in voller Lautstärke hört.

»Jawohl«, sagt er. »Alles gut.«

»Könntest du bitte die Musik ein wenig leiser machen?«, frage ich.

»Ich höre gar keine Musik«, versetzt er todernst.

»Ähm, du hast sie gerade ausgemacht«, sage ich für den Fall, dass er schlicht zu high ist, als dass er sich weiter als drei Sekunden zurückerinnern könnte. »Aber sie ist wirklich laut.«

Er kratzt sich mit dem Fingerknöchel die Braue und runzelt die Stirn. »Ich schaue einen Film«, sagt er. »Aber ich kann ihn natürlich leiser machen. Sorry.«

Unwillkürlich spähe ich über seine Schulter, um besser sehen zu können.

Anders als der Rest der Wohnung, die vollkommen ordentlich war, als ich hier ankam, und die immer noch vollkommen or-

dentlich ist, ist dieses Zimmer die reinste Katastrophe. Die Hälfte seiner Schallplatten sind auf den Milchkästen gestapelt, in die sie wohl eigentlich gehören. Sein Bett ist nicht gemacht, eine zerwühlte Bettdecke und das Laken liegen in einem Klumpen darauf. Zwei abgetragene Flanellhemden hängen aus seinen halb offen stehenden Kommodenschubladen, wie kleine Gespenster, die er auf der Flucht erwischt und hier eingeklemmt hat.

In diametralem Gegensatz zu den Creme- und Taupetönen in meinem Zimmer herrscht hier eine chaotische, aber gemütliche Mischung aus Rost-, Senf- und Grüntönen aus den Siebzigern. Während meine Bücher alle ordentlich in meinem Regal und auf dem Brett, das ich über meinem Fenster angebracht habe, stehen, liegen seine (sehr wenigen Bücher) aufgeklappt mit dem Gesicht nach unten und gebrochenem Rücken auf dem Boden herum. Elektronikhandbücher, verschiedene Werkzeuge und eine offene Tüte mit sauren Bärenzungen sind auf seinem Schreibtisch verteilt, und auf dem Fensterbrett glimmt ein Räucherstäbchen zwischen einigen überraschend vitalen Zimmerpflanzen.

Aber eigentlich ist es sein Fernseher, der meine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Auf dem Bildschirm sieht man die ungefähr dreißigjährige Renée Zellweger in einem roten Pyjama einen Song in eine zusammengerollte Zeitschrift grölen.

»Oh mein Gott, Miles«, sage ich.

»Was?«, fragt er.

»Du schaust *Bridget Jones – Schokolade zum Frühstück?*«

»Das ist ein guter Film«, ruft er ein wenig trotzig.

»Es ist ein toller Film«, erwidere ich. »Aber diese Szene ist nur ungefähr eine Minute lang.«

Er schnieft. »Na und?«

»Warum läuft sie dann schon seit mindestens« – ich werfe einen Blick auf mein Handy – »acht Minuten?«

Seine dunklen Brauen ziehen sich zusammen. »Brauchst du etwas, Daphne?«

»Könntest du es bitte einfach leiser stellen?«, frage ich. »Die Teller klirren in den Schränken, und Mr Dorner versucht schon, die Wohnzimmerwand niederzureißen.«

Wieder ein Schniefen. »Willst du mitgucken?«, bietet er an.

Da drin?

Zu großes Tetanusrisiko. Ein ziemlich kleinlicher Gedanke, klar, aber ich habe meinen Vorrat an Großzügigkeit gerade erst neulich aufgebraucht. Das ist eben so, wenn der Lebenspartner einen für die netteste, sonnigste, hübscheste Frau im ganzen Staat Michigan verlässt.

»Mir geht es gut«, sage ich zu Miles.

Wir stehen beide da. Mehr reden wir sonst auch nicht. Jetzt gerade sind wir praktisch dabei, einen Rekord zu brechen. In meinem Hals kitzelt es, meine Augen brennen. Ich sage: »Und könntest du bitte nicht in der Wohnung rauchen?«

Ich hätte ihn schon früher darum gebeten, nur dass dies hier rein technisch gesehen seine Wohnung ist. Er hat mir einen Riesengefallen damit getan, mich hier einziehen zu lassen.

Andererseits ist es ja nicht so, als hätte er viele Optionen gehabt. Seine Freundin war gerade ausgezogen.

In *mein* Zuhause.

Mit *meinem* Verlobten.

Er brauchte jemanden, der Petras Hälfte der Miete bezahlt. Ich brauchte einen Platz zum Schlafen. Habe ich da gerade schlafen gesagt? Ich meinte natürlich schluchzen.

Aber ich bin jetzt drei Wochen hier, und langsam reicht es mir, morgens bei der Arbeit so zu riechen, als wäre ich direkt vom Konzert der am wenigsten berühmten Spin-off-Band der Grateful Dead gekommen.

»Ich halte den Kopf aus dem Fenster«, sagt Miles.

»Was?«

Sofort schießt mir das Bild eines braunen Labradors im Auto in den Kopf, der mit offenem Mund in den Wind blinzelt. Die wenigen Male, die Miles und ich uns vor alldem hier getroffen haben, bei ein wenig zähen Pärchenabenden mit unseren jetzt miteinander verpartnerten Ex-Partnern, hat er mich immer an einen Labrador erinnert. Freundlich und drahtig mit einer Stupsnase, die ihn ein wenig jungenhaft aussehen lässt, und Zähnen, die irgendwie *zu* perfekt in seinem etwas zugewachsenen Gesicht wirken.

Die letzten drei Wochen haben ihren Tribut gefordert, und jetzt sieht er ein bisschen wild aus – wie ein Labrador, der von einem Werwolf gebissen und dann wieder ins Tierheim gebracht wurde. Ehrlich gesagt verständlich.

»Ich halte den Kopf aus dem Fenster, wenn ich rauche«, erklärt er.

»Okay«, sage ich. Mehr fällt mir nicht ein. Ich drehe mich um.

»Sicher, dass du den Film nicht mit mir schauen willst?«, fragt er.

Oh Gott.

Die Wahrheit ist, dass Miles wie ein netter Kerl wirkt. Wie ein wirklich netter Kerl! Und ich nehme an, dass das, was er jetzt fühlt, vergleichbar mit meiner eigenen totalen emotionalen Zerstörung sein muss. Ich *könnte* auf sein Angebot eingehen, mich in seinem Zimmer auf das ungemachte Bett setzen und eine romantische Komödie mit ihm schauen, während ich tausendfünfhundert Gramm Marihuana durch die Poren aufnehme. Vielleicht wäre das sogar ganz nett, eine Weile so zu tun, als wären wir befreundet und keine Fremden, die durch diesen Albtraum von einer Trennung hier zusammen festsitzen.

Aber ich kann den Mittwochabend besser nutzen.

»Vielleicht irgendwann anders«, sage ich und gehe zurück zu meinem Computer, um nach neuen Jobs zu suchen, weit weg von Peter und Petra und weit weg von Waning Bay, Michigan.

Ich frage mich, ob die Antarktis wohl Kinderbuchbibliothekarinnen braucht.

Einhundertundacht Tage, dann bin ich hier weg.

2

DAMALS IM APRIL

Bevor ich wusste, dass ich gehen muss

Und so klingt der Rest der Geschichte, wenn ich diejenige bin, die sie erzählt: Peter Collins und ich verliebten uns eines Tages im Park, als der Wind mir den Hut vom Kopf riss.

Ich bin ohne Frage die schlechteste Smalltalkerin der Welt, aber er wollte gar keinen Small Talk.

Als ich ihm erzählte, der Hut sei ein Geschenk meiner Mutter, wollte er wissen, ob wir uns nahestünden, wo sie jetzt wohnte, was der Anlass für das Geschenk gewesen war, und übrigens, *Herzlichen Glückwunsch, sind dir Geburtstage wichtig?* Und als ich ihm sagte, danke, und *Ja, ja, sie sind mir wichtig*, sagte er, ihm auch, dass seine Familie Geburtstage immer eher wie riesige persönliche Erfolge behandelt hätte und nicht wie Zeitmarken. Und als ich sagte, das klinge wunderschön, das mit den Geburtstagen und seiner Familie, sagte er, *Sie sind der Grund, warum ich immer irgendwann eine eigene große Familie wollte*, und an diesem Punkt wäre ich schon hin und weg gewesen, selbst wenn er mich da nicht gefragt hätte – ganz so, als hätte sich kein Müll in meinem kastanienbraunen Haar verfangen: *Was ist mit dir, willst du eine große Familie?*

Dating mit Ende zwanzig ist die Hölle. Das hier war eine Frage, die ich sonst immer stellte, kurz bevor der Typ am anderen Ende der Leitung mich ghostete. Als wäre das ein förmlicher Antrag: *Sollen wir die Drinks überspringen und stattdessen lieber ein paar Embryos einfrieren, für alle Fälle?*

Peter war anders. Er war solide, beständig, praktisch. Die Sorte Mensch, der ich mir vorstellen konnte zu vertrauen, was mir nicht leichtfiel.

Innerhalb von fünf Wochen zogen wir zusammen, passten unsere Leben, unsere Freundeskreise, unsere Terminpläne einander an. Auf der ersten vollkommen übertriebenen Geburtstagsparty, die ich für ihn schmiss, verknallten sich Peters bester Freund Cooper und meine beste Freundin Sadie und kamen ebenfalls zusammen.

Innerhalb des ersten Jahres machte mir Peter einen Heiratsantrag. Ich sagte Ja.

Ein Jahr später, als wir unsere Hochzeit planten, machten wir uns auf die Suche nach einem Haus. Seine Eltern, zwei der nettesten Menschen, die ich je kennengelernt habe, schickten ihm das Exposé eines wunderschönen alten Hauses nicht weit von ihnen in der kleinen Stadt am Lake Michigan, in der er aufgewachsen war.

Er hatte schon immer dorthin zurückziehen wollen, und jetzt, da er seinen Softwareentwickler-Job auch von zu Hause aus erledigen konnte, hielt ihn nichts mehr.

Meine Mom wohnte da schon in Maryland. Mein Dad, ein Titel, den man eigentlich in Anführungszeichen setzen müsste, lebte in Südkalifornien. Sadie und Cooper spielten mit dem Gedanken, nach Denver zu ziehen. Und so sehr ich meinen Job in Richmond auch liebte, was ich wirklich wollte – was ich *immer* gewollt hatte –, war, Kinderbuchbibliothekarin zu sein, und siehe da, die Öffentliche Bibliothek von Waning Bay bot genau diese Position an.

Also kauften wir das Haus in Michigan.

Na ja, *er* kaufte es. Ich war kaum kreditfähig und hatte nur wenige Ersparnisse. Er übernahm die Anzahlung *und* bestand darauf, auch die monatlichen Raten zu bezahlen.

Er war immer schon so großzügig gewesen, aber das war mir doch zu viel. Sadie verstand mein Problem damit gar nicht – *Ich lasse Cooper wirklich alles bezahlen*, sagte sie, *er verdient einen Riesenhaufen mehr als ich* –, aber Sadie war ja auch nicht von Holly Vincent großgezogen worden.

Meine toughe, fast schon übertrieben unabhängige Mutter würde es niemals gutheißen, wenn ich mich so sehr auf Peter verließ, also hieß ich es ebenfalls nicht gut.

Er fand einen Kompromiss: Ich sollte das Haus einrichten, handverlesene Stücke zu den Möbeln hinzufügen, die wir aus Richmond mitgebracht hatten, während er die laufenden Rechnungen beglich.

Die meisten seiner weit verstreuten Freunde hatten bequeme Bürojobs und konnten sich einen extra Kurztrip zu seinem Junggesellenabschied leisten. Während Sadie und der Rest meiner Freundinnen fast alle ebenfalls Bibliothekarinnen waren – oder Buchhändlerinnen, oder bisher noch erfolglose Autorinnen –, die sich das nicht leisten konnten. Cooper und sie wollten also ein paar Tage vor der Sommerhochzeit anreisen, und dann wollten wir meinen Junggesellenabschied feiern.

Also machte sich Peter vor drei Wochen, Anfang April, auf den Weg zu seiner letzten Nacht in Freiheit, und ich blieb in unserem buttergelben viktorianischen Haus zurück, um zu lesen. Von den ersten Stationen seines Abends schickte er mir lustige Gruppenfotos. Sein Bruder Ben, der aus Grand Rapids gekommen war, und Scott, sein Kumpel aus der Highschool, mit dem ich *endlich* so etwas wie ein Gesprächsthema gefunden hatte, nachdem ich die ersten vier *Dune-Der-Wüstenplanet*-Romane gelesen hatte, und ein paar Freunde aus Richmond. Sie standen alle Arm in Arm da, Peter in der Mitte, neben ihm, auf jedem Bild, seine elfenhafte, platinblonde, katzenäugige Göttin von einer besten Freundin, die unvergleichliche Petra Collins.

Petras Freund Miles war *nicht* zum Junggesellenabschied eingeladen worden. Peter *hasste* Miles nicht. Er fand nur, dass Miles nicht gut genug sei für Petra, weil Miles ein Kiffer ohne Collegeabschluss ist.

Petra ist *auch* eine Kifferin ohne Collegeabschluss, aber das ist vermutlich etwas anderes, wenn man eine absolute Traumfrau mit einer Bilderbuchfamilie und einem gut gepolsterten Bankkonto ist. Dann ist man keine Kifferin, sondern ein *Freigeist*.

Noch etwas, was ich nur äußerst widerwillig erwähne: Petra ist übernatürlich nett.

Sie ist eine Frau, die sofort mit jedem vertraut ist, und zwar so, dass man sich auserwählt fühlt. Sie nimmt einen immer beim Arm, lacht über deine Witze, schlägt auf der Damentoilette vor, dass du ihren Lipgloss mal ausprobierst, und besteht dann darauf, dass du ihn behältst, weil er »viel besser zu deinem Hautton passt«.

Ich wollte wirklich nicht eifersüchtig auf sie sein. Es war vollkommen logisch, dass sie auf seinen Junggesellenabschied ging. Sie war seine beste Freundin. Es war vollkommen logisch, dass ich es *nicht* tat. So funktionieren antiquierte Traditionen eben.

Ich hatte gehofft, lange genug wach zu bleiben, um Peter ein Glas Wasser und eine Ibuprofen in die betrunkene Hand drücken zu können, wenn er nach Hause käme, aber ich nickte auf dem Sofa ein.

Als ich beim Klicken des Türschlosses wach wurde, brannten alle Lichter im Wohnzimmer, sodass ich Peters Überraschung sehen konnte, mich hier vorzufinden.

Er sah ehrlich gesagt aus, als wäre er in seinem Wohnzimmer auf eine Frau gestoßen, die hier eingebrochen und sein Hauskanninchen gekocht hatte, und nicht auf seine liebende Verlobte, die sich auf dem Sofa eingekuschelt hatte. Aber noch klingelten die Alarmglocken nicht.

Es war schwierig, in Peters Nähe in Panik zu geraten. Er sah aus

wie die fantasieloseste Interpretation des Erzengels Michael. Eins dreiundneunzig, goldblondes Haar, grüne Augen und eine starke, römische Nase.

Nicht dass ich irgendeine Ahnung hätte, was eine römische Nase ist. Aber immer wenn eine Autorin historischer Liebesromane eine erwähnt, muss ich an Peters Nase denken.

»Du bist ja wieder da«, krächzte ich und stand auf, um ihn zu begrüßen. Er wurde in meiner Umarmung ganz steif, und ich rückte etwas von ihm ab, die Hände noch um seinen Nacken geschlungen. Er nahm meine Handgelenke und löste sie, um sie zwischen uns festzuhalten.

»Können wir kurz reden?«, fragte er.

»Natürlich?« Ich sagte es wie eine Frage. Es war auch eine.

Er führte mich zum Sofa, damit ich mich hinsetzte. Dann müssen wohl ein paar tektonische Platten der Erde zusammengekracht sein, denn die ganze Welt schien zu kippen. In meinen Ohren klingelte es so laut, dass ich nur Fetzen dessen hörte, was er sagte. Nichts davon konnte stimmen. Es ergab einfach keinen Sinn.

Zu viel getrunken ...

Alle sind nach Hause gegangen, aber wir sind noch geblieben, um etwas auszunüchtern ...

Eins führte zum anderen, und ...

Gott, es tut mir so leid, ich wollte dich wirklich nicht verletzen, aber ...

»Du hast mich betrogen?«, quiekte ich endlich, während er dabei war, irgendeinen weiteren völlig unverständlichen Satz zu produzieren.

»Nein!«, sagte er. »Ich meine, so war es nicht. Wir sind ... sie hat mir gestanden, dass sie mich liebt, Daphne. Und ich habe begriffen, dass ich das auch tue. Lieben. Sie. Verdammt, es tut mir so leid.«

Noch mehr Es-tut-mir-leids.